

Nr. 10. Bromberg, den 14. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(25. Fortsetzung.

„Gut, gut!“ rief er dabei einmal über das andere. „Gut, sehr gut! Jenkitruß hat kein solches Messer, und der Stahl ist scharf! Es ist gut, Huenuy, es ist gut. Du sollst heute abend mit uns trinken, und morgen sprechen wir über das weitere, sage ihm das! Wie ist dein Name?“

„Cruzado, Kazike.“

„Gut, sage ihm das, Cruzado Tchaluak ist zufrieden.“ Er stieß dabei einen eigentümlichen Gaumenlaut aus und horchte dann nach der Zeltwand hinüber, mußte aber das Zeichen wiederholen, ehe es befolgt wurde, denn es war bestimmt. seine Frauen herbeizurufen, welche alle drei erschienen.

Zwei davon waren sehr hübsch und noch jung. Sie gingen in die kleidsame Tracht des Landes, in jenen langen blauen Überwurf gekleidet, trugen aber kein solches Diadem auf dem Kopf, wie die Frauen an der anderen Seite, sondern das Haupt bloß und das lange Haar nur in zwei Zöpfe geflochten, die ihnen vorn über die Schultern niederhingen. Sie waren auch ungemein schüchtern und zurückhaltend, blieben zagend am Eingange stehen und erwarteten erst noch ein erneutes Zeichen ihres Herrn und Gebieters, ehe sie es wagten, näherzutreten. Nicht so die ältere von den dreien, die rasch und ohne die Fremden auch nur eines Blickes zu würdigen, wie auch ohne sie zu grüßen, herbei zu den dort ausgelegten Geschenken glitt, dabei niederkauerte und die Hände vor Freuden zusammenschlug. Ihr Alter gab ihr dabei jedenfalls ein Recht Tchaluak schien aber nicht damit zufrieden, denn er sprach ein paar ziemlich barsche Worte und winkte die andern ebenfalls herbei. Da er die Fremden aber doch nicht zu Zeugen einer Familienszene machen wollte, nickte er Cruzado zu, was dieser mit einem gewissen Takt als Zeichen nahm, daß sie entlassen wären. —

Der Doktor hatte es indessen nicht erwarten können, bis er des Verwundeten habhaft wurde, denn es war ihm ein zu entsetzlicher Gedanke, jemand mit einer solchen Wunde frank und frei herumlaufen zu sehen. Er ließ Meier keine Ruhe, bis dieser versprach, den Patienten aufzusuchen und herbeizubringen. Jetzt, als Gäste des Kaziken, durften sie sich ja überall im Lager frei bewegen, und niemand hätte wagen dürfen, ihnen etwas in den Weg zu legen. Doktor Pfeifel kramte indessen sein Verbandzeug aus, holte Zwirn und Nadel hervor und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er den „braunen Heiden“ zusammenflicken durfte.

Dieser kam endlich, wenn auch lange nicht so zuversichtlich, als er sich vorher gezeigt, denn er traute den Weißen nicht recht und fürchtete vielleicht, daß sie am Ende gar eine Art von Zauberei mit ihm vornehmen könnten. Da ihn aber die andern auslachten, mochte er sich auch nicht länger weigern, und schritt endlich trotzig und entschlossen in das Zelt hinein.

Jose mußte hier, mit Hilfe von Meier, dolmetschen. Es war ein Schnitt, den er gestern abend bei einem Chichagelage von einem Betrunkenen erhalten hatte; „es würde schon wieder heilen,“ wie er sagte. Doktor Pfeifel war aber anderer Meinung, ließ sich etwas Wasser bringen, nahm einen Schwamm und wusch die Wunde aus. Der Indianer zuckte nicht dabei. Wie er aber den Schwamm fortlegte, den Riß abgetrocknet hatte, Nadel und Zwirn vornahm, und jetzt auf ihn zugehen wollte, fuhr er zurück und sah sich scheu um, als ob er einen Ausweg suche.

„So sagen Sie doch nur dem verfluchten Kerl, daß ich ihm ja das Maul nicht zunähen will, nur die Schramme!“ rief der Doktor, und nach einigen Beteuerungen Joses hielt der Bursche dann endlich still, beide Hände aber weit von sich und machte ein furchtbar dummes Gesicht. — Das beendet, legte ihm der Doktor ein Pflaster auf und ließ ihm durch Jose übersetzen, daß er sich, bis die Wunde geheilt sei, vor allen spirituösen Getränken zu hüten habe, — rauchen dürfe er, wenn er Tabak hätte.

Der Indianer schien seelenfroh, als die Operation beendet war; da er dem Weißen aber nun doch einmal den Gefallen getan und Rauchen gerade erwähnt worden, streckte er, ohne weiter einen Dank zu äußern, nur einfach die Hand aus und bat um ein wenig Tabako, denn das Wort wenigstens hatten sie sich von den Chilenen schon gemerkt.

Der Doktor lachte und gab ihm etwas; als ob das aber das Stichwort für alle übrigen gewesen wäre, drängten sie jetzt sämtlich herbei und baten um ein gleiches Labsal. Und er nahm mehr als eine halbe Stange, um sie sämtlich zu befriedigen. Was lag auch an dem Tabak, wenn sie sich die Indianer dadurch zu Freunden machten!

Reiwald war indessen hinaus vor das Zelt geschlendert, um sich ein wenig umzuschauen. Er wanderte durch die eine Zeltstraße der Lagune zu, als seine Aufmerksamkeit auf einen Trupp Reiter gelenkt wurde, der am Strand des Sees eine Anzahl von Pferden zusammengetrieben und, den geschwungenen Lasso in der Hand, eins davon herauszufangen suchte. Es waren fast lauter junge Tiere und ein- bis zweijährige Fohlen, die in wilden lebendigen Sprüngen an dem sandigen Ufer hingaloppierten und, geängstigt, manchmal sogar versuchten, das Wasser anzunehmen und in die Lagune hinaus zu flüchten. Sie war aber zu tief und immer kehrten sie wieder um, während die Indianer lachten und jubelten und sich darum zu streiten schienen, welches von den Tieren sie fangen wollten. Bald deuteten sie auf dies, bald auf jenes, und hatten eine lebhafte Unterhaltung. Endlich mußten sie sich aber doch geeinigt haben, — gerade waren die Pferde, wo man sie umzingelt, ausgebrochen und flogen in gestrecktem Laufe das Ufer entlang, aber mit fliegenden Haaren und schwingenden Lassos waren die Wilden hinter ihnen; kaum hatten sie etwa hundert Schritt zurückgelegt, als der eine Lasso hinausschoß. In demselben Moment warf sich das Pferd des Reiters, der ihn ausgeworfen, auf den Hinterbeinen herum und stemmte sich fest gegen den erwarteten Ruck, und fast zu gleicher Zeit flog auch das gefangene Tier, dem die Schlinge um den Hals lag, herum und knickte zusammen. Wie ein Wetter flüchtete jetzt die übrige Schar, aber niemand kümmerte sich mehr um sie, und während der Reiter das gefangene Tier am Lasso hielt, trieben es die andern zu einem hohen

und kräftigen Apfelbaum, der dicht am Ufer der Lagune stand, und wo sich jetzt alle sammelten.

Reiwald war neugierig geworden; denn dort hatten sie schon zwei Lassos in den Baum geworfen, und unter demselben lag ein langes starkes Holz, nicht unähnlich einem solchen, das die Metzger gebrauchen, um geschlachtetes Vieh daran aufzuhängen. Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Im Galopp kam der Wilde mit seiner gefangenen, etwa zwei Jahre alten Stute an, und warf den Lasso, der sie hielt, denen zu, die von ihren Pferden gesprungen waren und ihn dort erwarteten. Die übrigen galoppierten davon und ließen ihre eigenen Tiere wieder frei, während die unter dem Baum den Lasso, mit Hilfe des Stammes, kürzer und kürzer anzogen, bis sie das geängstigte Tier dicht daran hatten. Dann aber begann eine Operation, von der sich Reiwald zuletzt in Schauder und Ekel abwandte, denn es war das Grausamste, was er bisher noch je in der Behandlung oder Mißhandlung eines Tieres gesehen.

Im Nu war der Lasso, der um den Kopf des unglücklichen Geschöpfs befestigt worden, oben in den Wipfel des Baumes hinaufgeworfen, und eine Anzahl junger Burschen hing sich jetzt daran und zog es in die Höhe, bis es unter den Stamm zu sitzen kam. Es stemmte sich dabei mit den Hinterbeinen und hieb mit den Vorderhufen in der Luft, aber um alle vier Beine wurden sogleich Schlingen gelegt, mit denen man das arme Tier regungslos halten konnte, und nun erst ging einer der Indianer, der seinen Poncho abgeworfen hatte, mit seinem langen Messer darauf zu, um es jedenfalls, wie Reiwald glaubte, abzustechen. Er mochte das aber nicht mit ansehen und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, in das Zelt zurück, um den Doktor von dem schrecklichen Ereignis in Kenntnis zu setzen.

„Doktor, ich bitte Sie um Gottes willen, da draußen schlachten sie ein Pferd für uns zur Mahlzeit; ich gebe Ihnen mein Wort, mir ist schon der ganze Appetit vergangen."

„Ein Kalb wäre mir lieber," sagte Pfeifel, der eben vergnügt seine Operation beendet und seinen Tabak verteilt hatte, und nun sein Pflasterzeug zusammenpackte. „Ich habe mir aber fest vorgenommen, hier zwischen diesen roten Ungeheuern alles zu essen, was vorkommt, selbst Pantherbraten, nur kein Menschenfleisch. Selbst gegen einen einigermaßen lebensfähigen Hund, — bisher aber habe ich nur hautüberzogene Gerippe gesehen, — würde ich nichts einzuwenden haben. Ja, ich glaube, ich ließe mir sogar eine Katze gefallen, die aber hier glücklicherweise nicht vorrätig scheinen."

„Herr Gott, ich glaube, ich sterbe vor Ekel, wenn ich von dem Fleisch essen muß!" stöhnte Reiwald wehmütig. „Ich habe mir ja alles gefallen lassen, mich ohne Kaffee und mit einem getrockneten Stück Leder als Frühstück beholfen, Regen und Sturm ertragen, und nicht dabei gemurrt, aber Pferdefleisch? Das heißt gegen die Natur eines Menschen anarbeiten. Wissen Sie was? Ich mache mir hier ein Feuer an und koche mir eine Mahlzeit für uns beide. Wenn wir nachher satt sind, kann uns doch niemand mehr zum Essen zwingen."

„Soll ich Ihnen einen guten Rat geben?" meinte Meier, der daneben gestanden und lächelnd zugehört hatte. „Essen müssen Sie, so viel ist sicher, denn diese Heiden sollen darin sehr empfindlich sein. Also je mehr Hunger Sie haben, desto leichter geht's hinunter, sind Sie aber schon satt, so müssen Sie würgen."

„Das geschieht mir recht", sagte Reiwald in verzweifelter Resignation, „in Valdivia habe ich über das harte Kuhfleisch geschimpft, eine Million jetzt für eine alte Kuh! Na, wenn ich aus dieser Falle erst wieder einmal heraus bin, will ich meinem Gott und Schöpfer danken."

„Wo schlachten sie das Pferd?" fragte der Doktor.

„Gleich dort drüben an der Lagune."

„So kommen Sie, das müssen wir uns mit ansehen!" rief Pfeifel. „Eine solche Gelegenheit dürfen wir nicht unbenutzt lassen; es ist jedenfalls vom höchsten ethnographischen Interesse, die Wilden bei einer solchen Arbeit zu beobachten."

„Und unser Magen", sagte Reiwald, „bekommt nachher einen solchen ethnographischen Ekel, daß wir kein Stück davon hinunterbringen; es ist ja der reine Schindanger."

„Hilft alles nichts!" meinte Pfeifel. „Die Wissenschaft verlangt es, und ich gehe. Was haben wir denn von unserer Reise nur Unbequemlichkeiten und Beschwerden, wenn wir nicht wenigstens sehen wollen, was eben zu sehen ist." Damit hing er sich seinen Mantel um, denn die Luft wehte heute vom Süden ziemlich kühl, und verließ das Zelt. Reiwald kämpfte noch eine Weile mit sich, am liebsten wäre er nicht gegangen, aber die Neugierde siegte endlich doch; Pfeifel sollte ihn auch nicht auslachen, und ehe dieser noch den Schauplatz erreichte, hatte er ihn schon eingeholt.

Zu ihrem Erstaunen fanden sie aber, daß das Pferd noch immer lebe, denn es regte sich ein paarmal krampfhaft mit den Beinen, die aber von den Indianern festgehalten wurden. An jedem Hinterbeine hielt einer den Huf in die Höhe, daß es sich damit nicht vom Boden schnellen konnte, und die Vorderbeine wurden ebenfalls nach beiden Seiten auseinandergezogen. Vor dem unglücklichen Tiere stand ein Pehuenchen mit nacktem Oberkörper und hatte, wie die beiden Deutschen zu ihrem Entsetzen bemerkten, dem Schlachtopfer ein großes viereckiges Stück der Halshaut abgelöst, das wie ein Lappen jetzt vorn herunterhing. Dicht dabei saßen ein paar Frauen, die auf einem großen flachen Steine eine Anzahl von spanischen Pfefferschoten so fein als möglich rieben, und das Geriebene dann in eine kleine hölzerne Schüssel taten. Was um Gottes willen sollte das werden?

Jetzt schnitt der davorstehende Wilde dem gequälten Tier langsam in die Gurgel, — endlich machte er doch den Leiden des unglücklichen Geschöpfes ein Ende! Aber nein, er hielt den Schnitt augenblicklich wieder zu, rief den Frauen etwas hinüber, und diese brachten rasch den zerriebenen Aji herbei, von dem er eine richtige Handvoll nahm und mit der geschlossenen Faust, — die beiden Deutschen wandten sich schaudernd ab, — dem gemarterten Tier in die zerschnittene Gurgel fuhr.

„Alle Teufel!" sagte der Doktor, „das ist stark! Ich glaube wirklich, Reiwald, wir hätten besser getan, nicht hierherzukommen, mir ist ganz elend geworden."

„Weiter hat mir nichts gefehlt", klagte Reiwald. „Was meinen Sie, wollen Sie die weitere Behandlung, Sektion usw. noch mit abwarten, Doktor?"

„Nein, ich danke", erwiderte dieser. „Ich habe gegenwärtig vollkommen genug, das sind ja wahre Scheusale. Wenn nur Meier hier gewesen wäre, daß er uns die Sache erklären könnte!"

„Auch noch?" fragte Reiwald. „Ich dächte, es wäre deutlich genug gewesen. Ich bitte Sie um alles, reden Sie kein Wort mehr davon, mir wird schon ganz übel."

„Hallo," rief der Doktor, „was ist das? Dort ziehen alle in das große Zelt hinein. Am Ende wird da Kirche gehalten, und wir können einem Gottesdienst dieser Heiden beiwohnen."

„Was haben wir denn heute für einen Tag?" fragte Reiwald. „Mir ist meine ganze Zeitrechnung verloren gegangen."

„Ja, ich weiß es auch nicht, aber das bliebe sich gleich, denn wer weiß, welchen Tag sie feiern."

„Wollen wir einmal hineinsehen?"

„Wenn wir dürfen."

„Dort ist auch Meier im Schwarm", rief Reiwald. „Kommen Sie, dort werden doch wenigstens keine Pferde geschlachtet!"

Die beiden Deutschen bemerkten jetzt, daß ihnen ihr Landsmann schon zuwinkte, und wie sie auf ihn zuschritten, rief er:

„Wo haben Sie denn nur gesteckt? Sie sind schon überall gesucht worden, die Geschichte geht los."

„Was für eine Geschichte? Ist hier wirklich Kirche?" fragte der Doktor.

„Ja, Kirche", lachte Meier. „Was wissen die Heiden von Kirche; wenn die ihren Pilian haben, vor dem sie sich fürchten können, sind sie zufrieden. Chicha wird getrunken, und der Kazike ist schon drin und hat nach Ihnen gefragt. Er will Sie sprechen, Doktor."

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitspflege im Winter.

Von Professor Dr. F. Köhler-Köln.

Wie erheblich die menschliche Gesundheit von den einzelnen Jahreszeiten abhängig ist, lehrt jeder Blick in die Krankheitsstatistiken, und mancher muß es am eigenen Leibe erfahren, wenn er unbedachtsam nicht den jahreszeitlichen Anforderungen Rechnung trägt. Der Vorwinter ist die Domäne der Erkältungskrankheiten. Da gibt es Schnupfen, Katarrhe und Lungenentzündungen in Hülle und Fülle, Krankheitserscheinungen, die bei ungenügender Vorsicht ernste Folgen nach sich ziehen können. Der Grund für die Häufung dieser Erkrankungen liegt meist in der vernachlässigten Anpassung an die in unstetem Wechsel verlaufende Witterung und in dem jähen Austausch zwischen Hauswärme und kühl-feuchter Außentemperatur, der sich bei dem heutigen hochgespannten Verkehrsleben der Mensch notgedrungen aussetzt, ohne sich jedesmal davon Rechenschaft abzulegen, ob der Körper sich auf die atmosphärischen Ungleichheiten einzustellen vermag. Es muß deshalb in erster Linie auf die Notwendigkeit der geeigneten warmen Kleidung hingewiesen werden. Gegen diese Forderung wird besonders in der Damenwelt noch oft gesündigt. So zweckmäßig die neuzeitliche Mode, welche große Körperpartien frei läßt oder nur dünn umhüllt, im Sommer ist, so wenig kann sie in den Wintermonaten als gesundheitlich ungefährlich bezeichnet werden. Besonders blutarme Frauen bedürfen jetzt einer möglichst das Wärmebedürfnis befriedigenden Kleidung und warmer Wollstrümpfe. Es ist auch durchaus unzweckmäßig, Oberkörper und Rumpf durch einen bei kaltem Wetter gewiß empfehlenswerten Pelzmantel vor der zu starken Wärmeentziehung zu schützen und Füße und Beine, wie man es häufig sieht, in dünne Florstrümpfe zu hüllen. Gerade die ungleichmäßig über die Körperoberfläche verteilte Wärmegebung verursacht leicht Erkältungen, nicht selten auch Nieren- und Unterleibsschädigungen. Da in der neuzeitlichen Mode eine wesentliche Abströmung von Wärme aus der unteren Körperhälfte her erfolgt, sind den Frauen zum Schutz der Unterleibsorgane dringend Flanellunterzeug und gefütterte Schlupfhosen zu empfehlen. Auch sollten die Mütter in erhöhtem Maße auf die genügende Kleidung der Kinder, namentlich der jüngsten, Bedacht nehmen, sobald die Kälte einsetzt, und nicht etwa unrichtige oder an falscher Stelle unternommene „Abhärtungsexperimente" machen.

Von dem geselligen Leben her, das an die einzelnen Menschen je nach Beruf, Stellung und persönlicher Neigung im Winter erhöhte Anforderungen zu stellen pflegt, drohen der Gesundheit allerlei Gefahren. Wer es liebt, sich in den Strudel bis tief in die Nacht hinein dauernder gesellschaftlicher Vergnügungen zu stürzen, bei denen es meist nicht ohne Tanz und üppiges Essen und Trinken abgeht, der opfert, sobald das Maßhalten vernachlässigt wird, zuviel Nachtruhe, als daß es der Körper auf die Dauer ohne Schaden ertragen könnte. Wie manche im Sommer mit nicht unerheblichen Kosten in Karlsbad, Marienbad, Mergentheim oder in den sonstigen bekannten Diät-Kurorten durchgeführte Entfettungskur wird durch die „Verpflichtungen" der „Wintersaison" der Nachhaltigkeit ihres Erfolges beraubt, und mit dem erreichten Wohlbefinden bei leichterem Gewicht ist es alsbald zu Ende. Manches blutarme junge Mädchen und manche schwächliche junge Frau, denen das Stahlbad im Sommer in Pyrmont, Franzensbad, Elster oder sonstwo die Wangen gerötet und das Blut bereichert hat, opfert den Kurerfolg des Sommers einem Übermaß an Tanzvergnügen und dem Verzicht auf die rechtzeitige Nachtruhe. Man kann es doch nicht gutheißen, wenn man, wie häufig, die Äußerung hört: „Im Sommer macht es die Kur wieder gut."

Es ist bei der heutigen allgemeinen Hochspannung nicht verwunderlich, daß sich in weiten Kreisen der Vielbeschäftigten nach einer Anzahl von Monaten angestrengter Tätigkeit im Sommer, selbst wenn auch in dieser Jahreszeit ein mehr oder weniger langer Urlaub genossen werden konnte, wiederum ein Erholungsbedürfnis bemerkbar macht, sobald der Winter mit andauernder Kälte, Eis und Schnee einsetzt. Wer es sich irgend leisten kann, sollte, selbst nur auf eine kurze Zeit, sich eine Erholung im Winter gönnen. Sie kommt den heute so vielgeplagten Nerven zugute, erweckt tiefe Eindrücke auf die Seele und schafft neue Leistungsfreudigkeit. Erfahrungsgemäß erholen sich die meisten Menschen bei einigermaßen beständigem Kältewetter im Winter schneller und andauernder als im Sommer. Je nach Neigung und Fähigkeiten sollte man sich dem zusagenden Wintersport widmen. Ohne Zweifel kann ein richtig ausgenutzter Sportwinter der Gesundheit in hohem Maße förderlich sein. Vorsicht ist aber auch hier nicht außer acht zu lassen. Wehe, wenn Arm- und Beinbrüche das ganze Wintervergnügen zunichte machen! Der Sport will gründlich erlernt und geschickt gehandhabt werden; das gilt besonders vom Ski und vom Bob.

So sollte Gesundheitspflege im Winter eine ernste Aufgabe und ein bedachtsames Tun bedeuten, dann wird es an Lohn und an Freude nicht fehlen.

Am rauhen Eck.

Skizze von Wolfgang Kemter.

Schon vor Jahren hatten Ingenieure den alten Berghofer auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die seinem Hofe und dessen Bewohnern von dem nahe hinter dem Hause empor ragenden, zerklüfteten Felskare ständig drohte. Einmal mußte sich naturnotwendig nach der Schneeschmelze im Frühjahre oder schweren Gewitterregen von dem brüchigen und verwitterten Gesteine, das heute schon unheimliche Risse und Sprünge zeigte, eine größere Partie loslösen und niederstürzen. Dann aber wäre der Berghof verloren. Und man gab dem alten Bauern den dringenden Rat, seinen Hof, den die Vorfahren offenbar in Unkenntnis der Gefahren nur wegen der guten Quelle, die hier entsprang, an diesen gefährdeten Ort gebaut hatten, abzubrechen und ihn an einer anderen, vollkommen sicheren Stelle des großen Besitzes wieder aufzubauen. Der Bruckner Naz, ein alter Junggeselle, der ganz allein auf dem einzigen Nachbarhofe hauste, hatte dem Berghofer und seiner Familie sein Haus für die Umbauzeit zur Verfügung gestellt.

Jedoch der alte Berghofer hatte nur den Kopf geschüttelt und lächelnd gemeint, nun stehe der Berghof schon über hundert Jahre, er habe vielen schweren Sturmnächten getrotzt und vier Generationen hätten am rauhen Eck ruhig geschlafen. Warum sollte das einmal anders werden? Unter keinen Umständen verlasse er den Platz, den sich einst seine Väter erwählten.

Jahre gingen. Die Töchter des Berghofers heirateten ins Tal hinunter, und als sich auch der einzige Sohn eine Lebensgefährtin holte, übergab der alte Bauer ihm Hof und Gut gegen eine lebenslängliche Rente

Dann kam [illegible] auf dem Berghofe war der Storch schon zweimal eingekehrt — wieder einmal eine Frühlingssturmnacht. In dieser Nacht starb am rauhen Eck der achtzigjährige Bruckner Naz und mit gewaltigem Krachen stürzten einige riesige Felsblöcke vom Kare ab; sie zerschmetterten einen kleinen Geräteschuppen, der etwa zwanzig Meter seitlich vom Berghofe stand. Das war für den jungen Bauer, der sich schon lange den Warnungen der Ingenieure zugänglich gezeigt hatte, wie ein Fingerzeig Gottes.

Wenige Tage später erklärte er dem Vater, daß er von den Erben des Bruckner Naz den Brucknerhof gekauft habe und dorthin übersiedeln werde. Der alte Bauer widersetzte sich diesem Vorhaben nicht, erklärte aber, er bleibe auf dem Berghofe, bis seine Stunde schlage. Von diesem Entschlusse war er nicht abzubringen. Kein Zureden des Sohnes und der Schwiegertochter half. Sie mußten den alten Mann gewähren lassen. Bald hernach begann der Umzug. Im Berghofe wurde es still und leer. Nur der alte Mann lebte fortan allein in dem großen, verlassenen Hause.

In einer dunklen Herbstnacht klopfte es an das Fenster des Berghofes. Der alte Bauer, der in der Stube saß und beim Scheine einer Kerze in einem Kalender las, horchte auf: „Bist du es, Karl?"

Aber eine ihm ganz fremde Stimme erwiderte: „Berghofer, mach' auf, ein müder Wanderer bittet um Rast."

Da erhob sich der Bauer, schritt aus der Stube und machte die Haustüre auf. Auf einen Stock gestützt, stand ein hagerer Mensch mit weißen Haaren und verwildertem Barte draußen.

„Woher des Weges?" fragte der Berghofer.

„Komme über das Joch und will nach Neubach. Dabei hat mich die Nacht überrascht. Kann ich hier etwas rasten?"

„Kommt in die Stube!"

Der alte Bauer führte den späten Gast ins Haus. „Ein bißchen Brot und Milch könnt Ihr haben", sprach er, „sonst habe ich nichts da, ich gehe zu den Mahlzeiten zu meinem Sohne hinunter."

„Macht nichts, ich habe andere Schmerzen als Hunger. Ja, Berghofer, bist nicht jünger geworden."

„Das wird jedem so ergehen", meinte der Bauer kurz und fragte dann: „Übrigens scheint Ihr mich zu kennen."

„Und wie, Berghofer. Du aber hast, wie es scheint, den Haller Max vergessen."

Da sprang der Bauer in die Höhe, aus seinem Gesicht wich jeder Tropfen Blutes. „Du bist . . .?"

„Der Haller Max", vollendete der andere spöttisch.

„Woher kommst du?"

„Von jenseits des großen Wassers. War eine Schinderei, als ich kein Geld mehr hatte. Endlich bekam ich das Fahrgeld in die Hand. Wie, das tut nichts zur Sache. Also da bin ich, denn ich weiß ein Plätzchen, wo ich meine alten Tage angenehmer verbringen kann. Meinst du nicht auch, Berghofer?"

„Haller", sprach der Bauer dumpf, „wir sind quitt. Ich gab dir damals viel Geld."

„Quitt", lachte der andere voll Hohn, „Berghofer, ich will dir was sagen. Wenn ich vergessen hätte, was ich einst am roten Stein oben sah, wie in einer Mondnacht zwei auf Leben und Tod aneinander waren, wie der Stärkere endlich Meister wurde und den anderen in den Abgrund stieß, der Wilddieb den Forstgehilfen, wie dann die Leiche gefunden wurde und Volk und Behörden einen Unfall vermuteten und auf den einen nie der leiseste Verdacht fiel, so daß er immer der angesehene Bauer blieb, wenn ich das vergessen hätte und du keinen Groschen mehr besäßest, dann wären wir quitt. Beides ist aber nicht der Fall."

„Ich bin schon lange im Ausgeding, habe alles meinem Buben übergeben."

„Weiß ich alles, Berghofer. Trotzdem wirst du schon noch einen Spargroschen auf der Sparkasse haben. Ich bin bescheiden."

„Wieviel soll es sein?"

„Siebenhundert Schilling, dann siehst du mich eine Weile nicht mehr."

„So viel Geld habe ich nicht da."

„Macht nichts, ich komme wieder. Sagen wir in drei Nächten um dieselbe Stunde."

„Es ist gut."

Der Fremde ging aus dem Hause; bald hatte die Nacht ihn verschlungen. Er war aber pünktlich in drei Nächten wieder zur Stelle, erhielt vom alten Bauern das Geld und verschwand ohne Dank und Gruß im Dunkel . . .

Viele Monate hatte der Berghofer Ruhe, in einer stürmischen Frühlingsnacht aber klopfte es wieder. Es war der Haller Max.

„Berghofer, da bin ich wieder. Ich habe mein Versprechen gehalten und dir lange Ruhe gelassen. Nun brauche ich aber wieder Geld."

„Wieviel?"

„Dieses Mal müssen es achthundert sein."

„So viel Geld habe ich nicht mehr auf der Sparkasse, und den Zins bekomme ich erst an Josefi."

Der andere zuckte die Achseln. „In drei Nächten komme ich wieder. Berghofer, mußt halt schauen, wie du das Geld auftreibst, hast ja Kre . . ."

Er sprach das Wort nicht ganz aus, denn in demselben Augenblicke ließ ein dumpfes, donnerähnliches Geräusch die beiden Männer entsetzt aufhorchen. Der Boden erzitterte, als ob ein Erdbeben hereinbräche, das Haus krachte in allen Fugen, und die Fenster klirrten.

Da schrie der alte Bauer: „Der Berg!" und wollte — der andere ihm auf den Fersen — zur Tür flüchten. Bevor sie die aber erreichten, kam die Katastrophe. Ein ohrenbetäubendes Donnern und Krachen, ein Balkensplittern und -bersten; die Felsblöcke, die vom Kare herabstürzten, schlugen das armselige Menschenwerk wie ein Kartenhaus in Grund und Boden.

Dann herrschte Totenstille.

Im Brucknerhofe war alles entsetzt aus dem Schlafe aufgefahren. Schlimmes ahnend, machte sich der junge Bauer mit seinen Knechten, die Laternen und Fackeln anzündeten, gleich auf den Weg.

Wo einst viele Jahrzehnte lang der stattlichste Berghof gestanden hatte, war nur noch ein Trümmerfeld. Das ganze Haus mit allen Nebenbauten lag unter den Felsen begraben, keines Menschen Hand würde es jemals wieder befreien können. Und mit dem Hause und im Hause seiner Väter hatte auch der alte Berghofer sein Grab gefunden. Und mit dem Bauern war noch ein zweiter zu Grunde gegangen, ein Vampir, der, ein streng gehütetes Geheimnis ausnützend, die alten Tage des Berghofers zur Hölle gemacht hätte.

Vor den Felstrümmern, die regungslos, starr und kalt mit ungeheurer Schwere auf der Stelle lagen, die einst so reges Leben sah, standen der junge Berghofer und seine Knechte. Gespenstisch erleuchtete der rote Fackelschein die Felsen und die ernsten Gesichter der Männer, die plötzlich in die Knie sanken und tiefergriffen ein Gebet sprachen . . .



Bunte Chronik



* **Der Teufel von Jersey.** Die kleine Stadt Woodbury Heights, in den Vereinigten Staaten, war unlängst in großer Aufregung. Polizei wurde aufgeboten und die Bewohner, welche über Gewehre verfügten, sowie eine Anzahl von Farmern aus der Umgegend durchsuchten die benachbarten großen Waldungen, um eines sagenhaften Tieres habhaft zu werden — des Teufels von Jersey —, der sich wieder einmal hatte blicken lassen. Vor einigen Tagen wurde ein Bewohner von Woodbury Heights, der seinen farmartigen Besitz am Rande der großen Wälder hat, nachts durch ein ängstliches Quieken wach, das sich aus dem Schweinestall hören ließ. Er zog sich an und ging nach dem Stalle hinüber. Dort fand er eines seiner besten Schweine tot liegen und bemerkte gleichzeitig die Fußtapfen eines großen vierfüßigen Tieres, dessen vier Klauen deutlich im Schnee abgedrückt waren. In der nächsten Nacht wiederholte sich der Einbruch dieses Tieres und forderte ein zweites Opfer unter seinen Schweinen. Am Tage passierten zwei Kinder, Robert Eberhardt und Phyllis Pisecco, dreizehn bzw. fünfzehn Jahre alt, den Wald auf dem Heimwege von der Schule. Plötzlich hörten sie aus dem Dickicht ein Stöhnen wie das Jammern eines verletzten Kindes. Robert Eberhardt drang nun in dieses Dickicht ein, aus dem die Laute ertönten, stürzte aber im nächsten Augenblick wieder heraus und hinter ihm kam ein mächtiges schwarzes Untier mit zottigem Pelze und einer Schnauze wie ein Schwein. Die Kinder rannten entsetzt davon, und es gelang ihnen, dem Ungeheuer zu entkommen. Auf die in allen Punkten übereinstimmenden Aussagen der beiden Kinder wurde nun eine Durchsuchung der Wälder vorgenommen, ohne daß man jedoch das Tier zu Gesicht bekommen hatte. Das Auftauchen dieses merkwürdigen Tieres erinnert an das vor vierzehn Jahren erfolgte Auftreten des sogenannten „Jersey Devil", der in den Außenbezirken von nicht weniger als 50 Städten von Süd-Jersey Schweine und Hühner mordete und Menschen erschreckte, ohne daß die auf dieses Untier angesetzten Jagden irgendwelchen Erfolg gehabt hätten. Da die Nachforschungen in großem Stile weitergeführt werden, hofft man, das Tier zu erlegen, das den ganzen Bezirk in Unruhe versetzt hat.

Lustige Rundschau



* **Bei der Heiratsvermittlerin.** „Ich kann Ihnen eine reiche Frau zur Ehe vermitteln, aber das kostet zwanzig Mark." — „Wenn ich zwanzig Mark hätte, würde ich nicht heiraten. — Können Sie mir nicht auf diese reiche Frau einen Vorschuß geben?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.